



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse. 2. Die Stadt
Konstantinopel :(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

Von Friedrich Seiler

2. Die Stadt Konstantinopel

(Fortsetzung)



er sich in das endlose, verschlungne Gassengewirr von *Altstambul* hineinbegeben will, der bedarf außer ein wenig *Wagemut* vor allem eines *Kompasses*. Er wird sich dann schlimmstenfalls zu der langen *Trambahn*, die von der *Agia Sophia* zum *Kanonentor* führt, wie zu einer *Operationsbasis* zurückfinden.

Eine von den *Touren*, die ich mit diesem *Hilfsmittel* im dunkelsten *Stambul* gemacht habe, war die folgende. Von der *Brücke* fragten wir uns zunächst nach rechts hin zu der berühmten, aber im *Häusergewirr* fast unauffindbar versteckten *Porzellanmoschee* *Kustem Pascha* durch. Diese ist als *Bauwerk* unbedeutend, aber in ihrem *Innern* an *Wänden* und *Pfeilern* von oben bis unten mit *buntgemusterten Fayenceplatten* aus dem *sechzehnten Jahrhundert* bedeckt, die zu dem *Besten* gehören, was es in der *Art* überhaupt gibt. Da die *Farben* *blau* und *weiß* stark bevorzugt sind, so erfüllt ein *kalter, feierlicher Glanz* das *Heiligtum*. Warm werden kann man nicht darin, wie überhaupt in keiner *Moschee*, denen allen schon wegen der *völligen Abwesenheit* jedes *Bildwerks* etwas *Antörperliches, Abstraktes, Theoretisches* anhaftet. Der *führende Dija* (*Küster*) war natürlich mit unserm reichlich bemessenen *Trinkgeld* nicht zufrieden und schimpfte unausgesetzt, während er uns durch die *Winkelsei* am *Eingang* zurückgeleitete. Über das *holprige Pflaster* stolperten wir dann durch *stinkige Gassen* zum *ägyptischen Basar*, wo uns plötzlich statt des *Gestanks* ein *penetranter, aus tausend Aromen gemischter Wohlgeruch* empfing. Denn hier werden *sämtliche Würzen, Drogen und Farbstoffe* der *Welt* von *alten langbärtigen Türken*, die *gravitatisch* in ihren *Buden* hocken, verkauft. Es ist der *echte orientalische Basar* aus der *Zeit Harun-al-Raschids*. Dann führte uns die *Pferdebahn* ein *kurzes Stück* hinauf. Wir verließen sie am *Eingang* der „*hohen Pforte*“, eines *langen Gebäudes* in *italienischem Stil*, das die *Bureaus* der *Ministerien* des *Außern* und des *Innern* enthält. Diese dachten wir zu *besuchen*; denn im *kleinen Meyer* steht zu *lesen*, daß man *ungeniert* durch einen der *zahlreichen Eingänge* eintreten, die *Korridore* durchwandern und durch die *Portieren* *Blicke* in die *Amststuben* werfen könne. Mir schien diese *Offenherzigkeit* der sonst so *stark geheimtuerischen türkischen Behörden* gleich nicht recht *wahrscheinlich*, und richtig, als wir durch den *Haupteingang* „*ungeniert eintreten*“ wollten, wies uns der *Posten* mit einer *souveränen Handbewegung* zurück. Mit dem „*Blick* in die *türkischen Amststuben*“ war es also *nichts*.

Wieder bestiegen wir die *Pferdebahn* und fuhren an der *Agia Sophia* vorbei in *großem Bogen* zur *Höhe* hinauf. Dabei kommt man an der *verbrannten Säule* vorüber, einem *häßlichen Gebilde* aus *Porphyrtrommeln*, die durch *eiserne Ringe* und unten durch einen *mißgestalteten Mantel* aus *Mauersteinen* zusammengehalten werden. Diese *unschöne Säule* stammt vom *Apollotempel* zu *Rom*, wurde von *Konstantin* nach *Konstantinopel* gebracht und trug auf ihrem *Kapitell* die *Bronzestatue* des *Kaisers*, der als *Apollo* die *aufgehende Sonne* begrüßte. Im *Jahre 1081* schlug der *Blitz* hinein, zerstörte die *Statue*, das *Kapitell* und den

obern Teil des Schafteß. Sie wurde dann von dem Komnenen Manuel restauriert und trug nun ein vergoldetes Kreuz, das die Türken natürlich abriffen. Im übrigen ließen sie die Säule stehen und restaurierten sie sogar zu der Trauergestalt, die sie jetzt abgibt.

Wir hielten erst an der Moschee Saleli-Dschami und drangen dann mit dem Kompaß in der Hand unverzagt nordwärts vor, an einem tiefliegenden Brunnen und der trocknen Phokaszisterne vorbei zur Moschee Schah-Sade (d. h. Prinzenmoschee), die im sechzehnten Jahrhundert durch Sinan, den größten Baumeister der Osmanen, erbaut wurde. Sie gehört zu den schönsten Bauwerken Konstantinopels und ist ein heller Kuppelbau, dem durch nicht weniger als 214 Fenster Licht zugeführt wird. Ein ganzes Netz übereinandergebauter Kuppeln und Halbkuppeln, die auseinander herauszuwachsen scheinen, verleiht dem Gebäude große Eleganz und Leichtigkeit, während der Wechsel von roten und weißen Steinen nach meinem Geschmack etwas Unruhiges hat. Koransprüche zieren in riesengroßen Buchstaben auf blaue Schilber gemalt die Ecken und Pfeiler. Auch hier gab es wieder Skandal wegen des Trinkgelds. Die türkischen Djias dürfen eigentlich gar nichts beanspruchen, sind aber durch die ängstlichen und unsichern Fremden verwöhnt worden.

Nun gingen wir weiter durch menschenleere Straßen in die richtige „verbotne Stadt“ hinein. Da ich großen Durst hatte, drehte ich einen Wasserhahn auf, der über einem Steinbecken aus einer verfallnen Mauer ragte, und trank. Ich ließ dabei den Hahn vielleicht etwas länger offen, als unbedingt nötig war, und wurde deswegen von einem Turbanträger, der mit mehreren andern des Weges kam, scharf zur Rede gestellt. Zum Glück verstand ich sein Geschimpfe nicht und beeilte mich, mein Versehen wieder gut zu machen. Obwohl die Stadt durch großartige Leitungen aus den Reservoirs am Bosphorus reichlich mit Wasser versehen wird und zumal im Frühjahr kein Mangel daran herrscht, steckt dem Türken doch, was die Sparsamkeit mit dem Wasser betrifft, noch immer der Wüstennomade im Blute.

Vor Schreck über diese Kollision an einem Orte, wo man so recht das Gefühl hatte, auf Nimmerwiederkehren verschwinden zu können, gingen wir, um unsre Lebensgeister aufzufrischen, in das nächste Café, das uns aufstieß, das erste echt türkische in der echten Türkenstadt, das wir besuchten. Vor dem niedrigen Hause hockten unter zwei Platanen auf niedrigen Holzstühlen ein paar alte, schweigsame Langbärte, die Kaffeetassen in der Hand; dem einen brachte ein buntgeschürzter Aufwärter gerade die Wasserpfeife, während die andern aus dem Tschibuk „Tabak tranken,“ wie der Türke sagt. Diese lange Weichselrohrpfeife ist ja der Zauberstab, der die Türken aus einem der allerruhigsten zu einem der allerruhigsten Völker gemacht hat. Jetzt wird sie immer seltner, und das moderne Zigarrettenrauchen greift immer mehr um sich. Wir setzten uns nicht zu diesen schweigsamen Rauchern, sondern in die niedrige und enge Kaffeestube selbst hinein und schlürften bald das heiße, saßreiche, ungezuckerte Getränk aus den kleinen Porzellantassen. Mich wandelte die Lust an, auch einmal die Wasserpfeife zu probieren, ich ließ mir eine solche Margileh kommen, und da ich mich ihr nicht gewachsen zeigte, so machte mir der Aufwärter mit gewaltsamen Brustbewegungen mimisch vor, wie ich ziehen sollte. Lieber drei steile Berge hinaufkletten als eine Margileh rauchen! Die Lunge muß anhaltend mit vollster Kraft arbeiten, wenn man den Tabak brennend erhalten will. Denn der Weg von ihm durch den Schlauch zum Munde ist gar zu weit. Ich wollte mir auch Haschisch (Hanf) unter den Tabak mischen lassen, aber mein Genosse hat mich flehentlich, dies zu unterlassen, weil ich sonst im Haschischrausch Dummheiten verüben oder untransportabel werden könne.

Unser nächstes Ziel, die Marcianssäule, war nicht leicht zu finden. Wir mußten lange nach dem „Küs Tafsch,“ wie der Türke sie nennt, herumfragen, und auch als wir ihr schiefes, bizarres, mit noch einem Adler von ursprünglich viere-

geziertes Kapitell über kleinen Winkelhäusern emporragen sahen, waren wir noch lange nicht bei ihr. Ein Kerl führte uns endlich durch krumme Gänge in einen verwilderten, kleinen Garten. In einer Mädchenschule an der Seite hörten wir Kinderstimmen im Chor etwas hersagen, aber sowie unsre Tritte draußen erschallten, wurden die dichtvergitterten Haremsfenster herabgelassen. Schade! Hier hätte ich gern einmal hospitiert. Neben der Tür stand ein hölzernes Gestell mit Fächern, und in diesen je ein paar Schuhe, die die Kinder vor dem Eintritt ablegen müssen, eine Sitte, die sicherlich nach dem Herzen unsrer Scheuerfrauen ist. Die Säule selbst ist des langen Suchens nicht wert. Ihre Reliefs, auf der einen Seite ein Schild, auf der andern eine Siegesgöttin, sind recht unvollkommen und außerdem sehr schlecht erhalten.

Der Türke, der uns hierher gebracht hatte, führte uns dann noch weiter zu der Moschee Sultan Mohammeds des Zweiten, des Eroberers. Diese ist, wie alle großen Dschamis (Versammlungshäuser im Gegensatz zu den bloßen Mesdjidis oder Bethäusern, woraus „Moschee“), eine kleine Stadt für sich. Ein großer Vorhof, der von Spitzbogenarkaden umgeben ist, empfängt den Besucher. In seiner Mitte steht das von Zypressen beschattete achteckige Brunnenhaus, das vier- undzwanzig Gläubigen Waschgelegenheit bietet. Neben und hinter dem eigentlichen Gotteshause liegen acht Kollegienhäuser mit den dazugehörigen Studentenwohnungen, eine Volksschule, eine große Armenküche, ein Hospital, eine Bibliothek, ein Logierhaus und ein Bad. Außerdem gibt es noch einen Garten mit den Turben (Mausoleen) des Eroberers, seiner Gemahlin und einiger Prinzessinnen und endlich einen großen Hinterhof. Viele Gläubige bringen den ganzen ausgeschlagenen Tag in diesem Heiligtum zu, das ihnen alles bietet, dessen sie zum Leben und Wohlsein bedürfen. Zu arbeiten brauchen sie nicht, Allah und der Padischah nähren und kleiden sie schon; denn es werden etwa 30 000 Menschen durch die Moscheeküchen gespeist. So bringen sie ihre Zeit mit Ruhen, Waschen, Beten und Schweigen hin. Der Moschee gegenüber liegt auch unter schattigen Bäumen ein Café, wo sie ihre beiden Hauptbedürfnisse, Kaffee und Tabak trinken, befriedigen können. Ein fortwährender Fest- und Feiertag ist diesen gottbegnadigten Moslemn das ganze Jahr ausgebreitet. Sie kennen keine Strupel noch Zweifel, dienen einfüllig nach der Väter Weise ihrem Gotte und wissen, daß sie, wenn Allah will, eingehn werden zu den ewigen Freuden des Paradieses. Haben diese Morgenländer, denen die Religion noch wirklich der Mittelpunkt ihres Daseins ist, nicht vielleicht den eigentlichen Wert und Zweck des Lebens besser erfaßt als wir bildungsstolzen, aber nie zufriednen und im innersten Herzwinkel unruhigen Europäer, die ein nie rastendes, faustisches Streben unausgesetzt von der Arbeit zum Genuß und vom Genuß wieder zur Arbeit heft?*)

Die „Mehemedsche“ — so nennt der Türke diese Moschee — steht an der Stelle der heiligen Apostelkirche Kaiser Justinians, und in den für ihren Bau verwandten Mörten ist Asche und Gebein von Kaisern und Kirchenvätern gemischt worden, die in der Kirche begraben lagen. Im Innern steht in goldnen Buchstaben auf einer Marmortafel das Wort des Propheten: „Sie werden Konstantinopel erobern; wohl dem Fürsten und wohl dem Heere, die dies vollbringen werden!“ Dieser Innenraum ist, obwohl verunziert durch kürzlich hinzugefügte, geschmack-

*) Als diese Worte längst geschrieben waren, las ich in Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ (I, S. 44): „Es ist eine Tatsache, daß die Türkei das letzte Stückchen von Europa ist, wo eine ganze Bevölkerung in ungestörtem Glück und Wohlbehagen lebt, eine Bevölkerung, die von sozialen Fragen, vom bitteren Kampf ums Dasein und dergleichen nichts weiß, wo es keine großen Vermögen gibt und buchstäblich gar keinen Pauperismus, wo alle eine einzige brüderliche Familie bilden und keiner auf Kosten des andern nach Reichtum strebt. Ich rede nicht das nach, was Zeitungen und Bücher berichten, sondern ich bezeuge, was ich aus eigener Anschauung weiß.“ Mir aus der Seele gesprochen, mit Ausnahme dessen, daß dort keiner auf Kosten des andern nach Reichtum streben soll. Ober herrscht die Pascha- und Pachtwirtschaft etwa nur Fremden und Ungläubigen gegenüber?

lose Barockornamente, doch von imponierender Schlichtheit und puritanischer Strenge, würdig des gewaltigen Kriegsfürsten, der das Gotteshaus erbaute.

Dicht bei der Moschee Mohammeds, aber trotzdem schwer zu finden, ist der Eingang zu einer der allergrößten Merkwürdigkeiten Stambuls. Von dem Moscheehügel nämlich bis hinüber zu dem Hügel des Seraskeriats spannt sich der gewaltige, zweistöckige Aquädukt, den Kaiser Valens vollendete, und der noch heute einen Teil der Stadt mit Wasser versorgt. Schon aus der Ferne sieht die doppelte Reihe mächtiger Rundbogen, oben dicht überhangen von Gebüsch, Gräsern und Schlinggewächsen, höchst imposant aus. Den Aufstieg empfiehlt Meyer nur schwindelfreien Personen. Wir fanden die Eingangstür offen, stiegen die schmale Treppe in die Höhe und standen bald staunend auf der langen Hochstraße. Ein schmaler Mittelpfad wurde auf beiden Seiten durch Gras, Unkraut und Gestrüpp begrenzt, das über die Ränder und Bogen hinunterfiel. Die ersten Schritte da oben waren unsicher, dann gewöhnte sich das Auge an die Höhe und sah nun trunkenen Blickes, was sich ihm bot; in der Ferne das Goldne Horn, das Marmarameer, Galata und Pera, in der Nähe und unmittelbar unter uns Stambul mit seinen Moscheen und Minarets und engem Straßengewirr. Wir waren vielleicht hundert Schritte weit gegangen, da kam uns schreiend und gestikulierend der Wächter nach, der seines Trinkgelds nicht verlustig gehn wollte. Er übernahm nun die Führung und machte uns besonders auf die „Taxim“ oder Wasserteiler aufmerksam, die die Zuflüsse an die einzelnen Stadtbezirke verteilen, siebartige Tröge, durch die das Wasser in gesonderte Röhren abfließt. Einzelne der Löcher waren in primitiver Weise durch Steine verstopft. Wegen des Baues der Prinzenmoschee ist ein Teil des Aquädukts niedergedrungen worden. Wir mußten deshalb eine sehr bauwürdige, tiefstufige Treppe hinab zu einer Pforte, die unser Begleiter nicht eher aufschloß, als bis wir ihm jeder einen Franken gaben. Er hätte ebensogut fünf oder zehn verlangen können. Wir waren ja ganz in seine Hand gegeben. Dann gingen wir unten an der andern Hälfte des Aquädukts entlang bis zu seinem Ende, wo uns der Führer wieder hinaufführte und mit uns bis zu der Durchbruchsstelle zurückging. Wiederum ging es eine gefährliche Treppe hinunter, und wiederum forderte der Kerl an der verschlossenen Pforte einen Franken pro Person. Diesesmal weigerten wir uns, sicherlich vergeblich, wenn uns nicht das Glück zu Hilfe gekommen wäre. Ein wasserholender Knabe öffnete von außen mit einem Schlüssel die Pforte, wir grüßten höhnisch = höflich und traten hinaus ins Freie, während der biedre Wasserontel, der so um sein zweites zu erpressendes Trinkgeld kam, den nichtsahnenden Jungen mit einer Flut von Scheltworten überschüttete.

Wir waren dann doch von Herzen zufrieden, als wir uns durch einige weitere unheimliche Gassen durchgeschlagen hatten bis zum großen Basar. Dort gibt es nämlich eine heimlich anmutende Oase in der Wüste asiatischer Fremdheit und Unkultur. Sie heißt „Tokatlian“ und ist das einzige europäisch eingerichtete Restaurant in ganz Stambul. Fröhlich setzten wir uns in den obern Räumen zu Tisch und streckten die Hände zum lecker bereiteten Mahl aus. Wir hatten es in der Tat verdient. Ich glaube, nicht jeder macht uns die Wege nach, die wir an diesem Tage schon gegangen waren. Das Teuerste bei Tokatlian ist das — Wasser, wenigstens das kühle, gute Quellwasser, wofür man einen Piafter (18 Pfennige) pro Karaffe erlegt. Es gibt auch schlechteres Leitungswasser, das nicht bezahlt wird, davon zu trinken ist jedoch für den Europäer nicht ratsam.

Der Basar selbst ist zwar von einem einzigen viel gekuppelten und gewölbten, bläulich bemalten Dache überdeckt, bildet aber trotzdem eine Stadt für sich, in deren engen halbdunkeln Gassen man unfehlbar jede Richtung und Orientierung verliert und beim Umherirren von jedem Händler als gute Beute angesehen, von allen Seiten angeschrien, ja sogar an den Ärmeln gezogen wird. Der Mittelpunkt und gleichsam Marktplatz dieser Stadt ist der düstre Besestan oder Waffenbasar. Jedes Gewerbe hat seine besondre Gasse, und man kann, wenn man energisch

handelt, die gewöhnlichen Gebrauchsgegenstände recht billig erstehn. Ich kaufte hier für meine Angehörigen für wenig Geld allerhand türkische Kleinigkeiten mit dem Namenszug des Sultans, die zuhause viel Freude erregten und sehr überschätzt wurden. Vieles, was es in diesem Basar zu kaufen gibt, soll übrigens made in Germany sein.

Vom Basar aus besuchten wir auch noch die größte und schönste der Karawansereien oder Haue, die es in Stambul gibt, den Validehan. Es ist ein von Häusern umgebener Hof, an dessen Innenseiten drei Galerien, ähnlich den Kreuzgängen, übereinander hinlaufen. Auf diese münden die Kontore und Warenlager der Hunderte von Kaufleuten, die hier ihre Niederlagen haben. Unendliche Säcke, Kisten, Ballen lagern auf dem Hof, und zahlreiche Arbeiter und Träger arbeiten hier bis zum Abendgebet ununterbrochen, aber mit einer Ruhe und Würde, daß man in einem Kloster zu sein glaubt.

Von diesem Hof gingen wir dann noch einmal quer durch den Basar zurück, um an die Pferdebahn zu gelangen. Dabei statteten wir der am Basar liegenden Bajesidmoschee einen kurzen Besuch ab, oder vielmehr nur ihrem Vorhof. Dieser ist mit seinen schwarz-weißen Bogenarkaden, seinen Stalaktitssäulen, seinen Kuppelhallen schon an sich ein Meisterstück orientalischer Baukunst, wird aber noch anziehender durch den permanenten Markt, der in ihm abgehalten wird, und das bunte Volksreiben, das sich dabei entwickelt. Außerdem werden durch ein Vermächtnis des Erbauers, des Sultans Bajesid des Zweiten, Sohnes des Eroberers, hier Tauben in großer Zahl gehalten. Man kann den hübschen schwarzblauen Tieren Futter streuen lassen, dann stürzen sie eilends vom Dache der Moschee, aus den Kuppeln der Arkaden, von allen Säulen und aus den Zweigen der im Hofe wachsenden Platanen herbei und umschwirren einen in dichten Massen, sodaß man förmlich schwindlig wird. Der Markusplatz in Venedig mit seinen vielgefärberten Tauben kann nicht entfernt gegen diese „Taubenmoschee“ aufkommen, schon deswegen nicht, weil sich auf ihm die fliegenden Geschwader viel weiter verteilen. Auch hier ist die Ähnlichkeit mit Jerusalem sehr frappant: Wechsel, Händler und Taubenkrämer im Vorhofe des Gotteshauses! Der Orient ist eben in jeder, besonders aber in religiöser Beziehung konservativ.

Dies war eine Vormittagswanderung gewesen. Nun ein Nachmittags Spaziergang. Wir landeten, von Gub kommend, am Gemüsemarkt, dem Jenischbasar. Diesmal hatten wir unsern Führer Dellio bei uns und hätten es ohne ihn wohl auch schwer gehabt, durchzukommen. Denn hier am Wasser herrschte sehr im Gegensatz zu den Stadtteilen auf der Höhe ein schauerhaftes Gedränge und Geseilsche. Händler, Buden, Körbe, Säcke, Volksmassen, Lastträger, Gassenjungen, Vieh wimmelte in gewundenen engen Gassen herum, daß einem Hören und Sehen verging. Es stank nach Fischen, Lämmern, Blut, Drogen und Abfällen aller Art. Unser Albanese wußte trotz dem Gedränge so gewandt vorwärts zu kommen, daß wir öfter, durch die Menschenmenge von ihm getrennt, hinter ihm zurückblieben. Auch sahen wir keine einzige europäische Kopfbedeckung, und mancher herausfordernde Blick streifte unsre Hüte. Ein Bengel stellte sich sogar vor mich hin und zeigte hohnlachend auf meinen hübschen Filzdeckel. Hier war nicht gut allein sein.

Gleich darauf schloß sich ein anständig gekleideter Mensch wie eine Klette an mich an, begann in leidlichem Deutsch eine Unterhaltung und ruhte nicht eher, als bis er unser Woher, Wohin und Wozu heraus hatte. Dellio, der sich nach uns umschaute, sagte nachher, es sei ein Geheimpolizist gewesen, von denen es in Konstantinopel geradezu wimmle. Überhaupt war erstaunlich, wie unser Dellio in diesem Völkergemisch jedem gleich an der Nase ansah, was für ein Mensch er war, ob Grieche, Jude, Armenier, Kreter, Negromontiner oder gar ein Bucharer aus Innerasien, der von Mekka kam.

Durch das Gewirr der engen Gassen aufwärts steigend gelangten wir zu der großen Suleimanmoschee. Auf dem mit Zypressen und Platanen bewachsenen Vorplatz exerzierten gut aussehende Soldaten, etwas langsam und schwerfällig und

ohne rechtes Klappen der Griffe und Wendungen. Eine lange Reihe steingefasster Wasserbecken zog sich unter den Arkaden der Vorhalle hin, vor denen auf breiten Steinen sich waschende Gläubige hockten, während auf hölzernen Schragen ernste Weißbärte in heiligen Schriften lasen. Die Moschee ist die schönste in Konstantinopel nächst der *Agia Sophia*, und da sie von dem türkischen Baumeister *Sinan* geschaffen ist, der Stolz der Türken, zumal als ihre Kuppel um fünf Meter höher ist als die des griechischen Gotteshauses, das ihr übrigens, wie allen Moscheen Konstantinopels, zum Vorbild gedient hat. Das Innere glänzt durch gediegne Pracht, wie sie eines *Solimans* des Prächtigen würdig ist. Da sieht man mächtige Granitsäulen, die aus dem Kaiserpalast *Justinians* stammen, Marmorinkrustationen, Glasmalereien — natürlich keine Figuren, sondern Arabesken und Teppichmuster —, marmorne Predigtkanzeln, große Kalligraphien, kolossale Kronleuchter und eine Überfülle von Glasampeln, die in den heiligen Nächten einen märchenhaften Glanz ausstrahlen müssen. Seltsam nehmen sich inmitten dieser gediegne Pracht Straußeneier, Elfenbeinzähne und ähnliche Kinkerlitzen aus, die zwischen den Glasampeln von der Decke herunterhängen. Der Türke bleibt doch ein Barbar; sogar wenn er einmal künstlerisch etwas geleistet hat, behängt er es nachträglich mit abgeschmacktem Glitterkram.

Hinter allen großen Moscheen liegen in stillen Gärten unter Zypressen und Platanen die Mausoleen (*Turben*) der Sultane, denen die Moschee ihren Ursprung verdankt. Es sind achteckige Gebäude. Die Särge der Herrscher, ihrer Gemahlinnen und Lieblingskinder stehn als Kenotaphie über den Gewölben, in denen die Leichen ruhn. Randelaber, Hängelampen, kostbare Fayencen geben den innern Schmuck der *Turben* ab. Auf perlmuttergezierten großen Pulten liegen prachtvolle Koranmanuskripte, darunter das Exemplar, das der Sultan mit eigener Hand während seines Lebens abgeschrieben hat — auch eine Regententätigkeit! Die Särge der Sultane sind mit einem weißen Turban, schwarzen Reiterfedern, kostbaren Schals und dergleichen Dingen geschmückt, die der Frauen kleiner und schmuckloser. Mehrere solcher *Turben* zu besichtigen, verlohnt sich kaum der Mühe. Sie sind einander zu ähnlich. Wir begnügten uns mit der *Solimans* des Prächtigen im Grabesgarten der „*Suleimanje*.“ In ihr stehn fünf Särge unter einem Baldachin. Den einen bezeichneten die uns führenden „*Turbedare*“ als den der *Kozolane*, der herrschsüchtigen, intriganten und grausamen Popentochter aus *Jassy*, die die Lieblingsfrau *Solimans* war. Nach *Meyer* soll dagegen diese Dame ihre besondre *Turbe* haben. *Meyer* spricht auch von achtunddreißig Marmorsäulen, die die *Turbe* *Solimans* umstünden. Da von diesen Säulen nichts zu sehen war, ließ ich *Dellio* nach ihnen fragen. Die *Turbedare* gaben zur Antwort, es gebe keine, und sie hätten auch nie gehört, daß es welche gegeben habe. Da *Meyer* sonst durchaus zuverlässig ist, so sind mir diese beiden Angaben unerklärlich. Zum Schlusse wieder der ewige Trinkgelderkampf. Die *Turbedare* wollten mehr, als ihnen *Dellio* gab; der eine machte sogar *Miene*, meinen Stock, den er in *Gewahrsam* genommen hatte, zurückzubehalten, aber *Dellio* drohte energisch mit der Polizei und wies mit besonderm Nachdruck auf unsre deutsche Nationalität hin; da gab der Türke nach.

An die Ostseite der *Suleimanje* stößt der große mauerumgebene Platz, auf dem das *Seraskeriat* (Kriegsministerium) und der *Seraskerturm* liegen. Dieser bietet auf dem höchsten Punkte *Stambuls* die weiteste Aussicht und den besten Überblick. Ihn wollten wir nun besteigen und schritten auf das der Moschee zunächstliegende Nordtor zu. Aber *Dellio* hörte schon, ehe wir heran waren, wie ein Offizier zu dem Posten am Tore sagte: Laß sie nicht! Der Soldat vertrat uns dann den Weg. Wir mußten also um den ganzen weiten Plan herumwandern bis zum Südtor. Auch die dort stehende Schildwache wies uns anfangs zurück. Als aber *Dellio* sagte, wir wollten nur den Turm besteigen, sah sich der Soldat um, ob kein Offizier in der Nähe sei, und ließ uns dann ein. Der *Seraskerturm* ist bedeutend höher als der von *Galata*. Wir stiegen zuerst in fast vollständiger

Zwischen 179 sehr hohe Holzstufen hinauf bis zum Feuerwächtergelaß, wo wir Bänke, Betten und eine kleine Küche fanden. Hier blieb Dellio bei den Wächtern zurück. Wir beiden Fremden kletterten, wiederum im Dunkeln, noch zwei Stockwerke höher, zuletzt auf einer steilen Hühnerstiege, und traten dann oben auf die mäßig große Plattform des Turms. Es war da oben so windig und schwindlig, daß sich mein Genosse nach einem kurzen Blick auf die Stadt sofort wieder zurückzog. Ich selbst wollte den Sonnenuntergang abwarten, und es lohnte sich wohl, sich hier einen Schnupfen zu holen. Anfangs zwar stand die Sonne noch hinter Wolken. Dann aber trat sie darunter hervor, und nun erstrahlte plötzlich das ganze Panorama vor mir in purpurnem Märchenlicht, der blaue Bosporus, Skutari und die asiatischen Berge, das Goldne Horn, Pera, die weite Fläche des Marmarameers und Stambul mit seinen Kuppeln, Minarets und Palästen. Jedes Haus kehrte mir seine Lichtseite zu, jedes Fenster reflektierte den rötlichen Glanz — zauberhaft! Leider ging diese herrliche Lichterscheinung nur zu rasch vorüber. Beim Abstieg zählte ich die Stufen, es waren 256, und nun wurde es Zeit, mit einer Droschke nach Hause zu fahren. Denn nach Sonnenuntergang noch sich in Stambul herumzutreiben, widerraten alle Kenner der Verhältnisse.

Wohl die meisten Fremden dringen überhaupt nicht über den Seraskerturm nach Westen vor, sondern begnügen sich mit den Sehenswürdigkeiten des östlichen Stadtteils, wo sich allerdings das Wichtigste und Schönste zusammengedrängt, nämlich der Serail, die Museen und die Sophientirche.

Der Serail, ehemals die Residenz der Sultane, ist jetzt, seitdem der Dolmabahçe-Palast am Bosporus gebaut ist, der Ruheitz der alten Sultanninnen und Palastdiener. Wir treten durch das Kaisertor ein, durch das der Sultan zu fahren pflegt, wenn er den Serail besucht. Es führt den Namen Babühumajun und pflegte in den alten kräftigen Zeiten als besondere Zierde die Köpfe hingerichteter Paschas zu tragen. Haben wir dieses Tor durchschritten, so stehen wir auf einem großen grasbewachsenen Platz und sehen zu unsrer Linken eine uralte, im Absterben begriffene Platane. Es ist der Baum, unter dem sich die Janitscharen bei Palastrevolutionen zusammenrotteten und nicht eher wichen, als bis die Köpfe der mißliebigen Würdenträger über den Hof getragen wurden, um den ihnen gebührenden Platz am Tore zu erhalten.

Ein Baumgang führt uns über den Hof zu dem innern Tore Orta Kapu, d. i. „mittleres Tor.“ Es ist ein tiefes, zinnengekröntes, von zwei weißen Türmen mit schwarzen Spitzdächern flankiertes Gebäude. Hier gebietet uns der Wachtposten Halt. Weiter kann man nur durch diplomatische Vermittlung und eine besondere Kabinettsorder des Sultans gelangen. Dann gilt man als dessen Gast, wird von einem Adjutanten begleitet, mit Kaffee und Zigaretten bewirtet und auch noch per Boot zu den neuen Palästen am Bosporus gefahren. Leider ist die Einladung nur sehr schwer zu erlangen, und der Scherz kostet im ganzen etwa 80 bis 100 Franken an Trinkgeldern. Wer wie wir nicht hineindarf, der kann sich wenigstens den historischen Stein Binek-Taschi vor dem Tore betrachten, an dem jedermann, auch die fremden Gesandten, absteigen mußten. Er mag ferner durch die offenstehende Pforte einen Blick in den Torweg werfen, auf den die sogenannte Fensterstube mündet. Hier ist mancher Wesir und Großwürdenträger von dem Gipfel der höchsten Macht plötzlich in den Tod gestürzt worden. Ahnungslos durchschritt er die äußere Pforte, um dem Sultan seinen täglichen Bericht zu erstatten, da schloß sich vor seinen Augen die innere. Entsetzt wendet er sich um, aber schon ist auch die Eingangstür wieder ins Schloß gefallen, und plötzlich tritt aus der Stube zur Seite die unheimliche, rote Gestalt mit dem blitzenden Säbel heraus. Ein Aufzucken, und der Mächtige, vor dem vielleicht soeben noch das weite Reich gezittert hat, ist nicht mehr.

Ist zufällig auch die Innenpforte dieser gefährlichen Menschenfalle geöffnet, so können wir vielleicht einen raschen Blick in den öden zweiten Hof werfen.

Hinter diesem und einem dritten Tore kommen dann erst die jetzt verwahrlosten und durch die Eisenbahn entweihten ehemaligen Bauberggärten des Serail und die Prunkgebäude und Säle mit den fabelhaften Schätzen. Aber welche Schreckenzenen spielten sich dort auch zwischen den Laubgängen, Rosen- und Tulpenbeeten ab! Noch ist das Tor vorhanden, durch das die Körper heimlich Gerichteter hinausgeworfen wurden ins Meer, noch die Seufzerkammern, in denen unbequeme Halbbrüder oder andre Verwandte des regierenden Herrn für immer verschwanden, noch die Stelle, wo die schönen Frauen, deren der launische Eheherr überdrüssig geworden war, in Säcke genäht hinabgerollt wurden in die verschwiegene Flut. Wie viele menschliche Leichen mag wohl dieses Meer unter seinem sanften, blauen Spiegel zur ewigen Ruhe gebettet haben!

Wir wenden uns ab von dieser Stätte unerhörter Pracht und noch unerhörterer Greuel und schreiten nach links, hinunter, an der Kunstschule vorüber. Da stehn wir plötzlich zwischen den beiden kaiserlichen Museen; links haben wir das alte, rechts das neue. Auf dem Platze dazwischen liegen Säulenstümpfe, Löwen, Kapitele. Wir nehmen ein Billett, das für beide Gültigkeit hat, und wollen uns zuerst das alte ansehen, aber der Beamte dort weist uns zurück. Man muß mit dem neuen anfangen. Echt türkisch! Das alte hat mehr für den Archäologen und Altertumsforscher Interesse, das neue in höchstem Grade auch für den Kunstfreund. Jenes enthält eine Menge griechisch-römischer, byzantinischer, cypriischer und semitischer Altertümer, auch einen Teil der von Schliemann in Troja ausgegrabnen Schmuckfachen, ferner Silberchalen, Bronzestatuen und Marmorstandbilder, die auch der Nichtfachmann wegen ihrer Schönheit gern betrachten wird. Doch gibt es hier keine Kunstwerke ersten Ranges. Im neuen Museum dagegen kann man, obwohl es nur aus zwei Sälen besteht — denn der Oberstock kommt kaum in Betracht —, stundenlang verweilen. Das, was man in ihm zu sehen bekommt, ist teilweise von allerhöchstem Kunstwert. Hier stehn nämlich die von Hamdi-Bei 1887 aus den Totengrüften von Sidon zutage geförderten siebenzehn großen Steinsarkophage, deren Besitz dieses türkische Museum fast auf dieselbe Höhe mit den bedeutendsten abendländischen Galerien stellt. Zwei von ihnen kann man dreist als die beiden schönsten Särge bezeichnen, die es überhaupt auf Erden gibt. Der eine ist der mit den trauernden Frauen, den sogenannten pleureuses, achtzehn herrlichen Reliefgestalten, die die verschiedensten Ausdrucksformen des Schmerzes von seinem ersten lähmenden Stoß durch alle Stadien des Jammers hindurch bis zur spät errungenen stillen Ergebung in unübertrefflich edeln Formen zur Darstellung bringen. Der andre ist der weltberühmte Alexander-sarkophag, der uns auf seiner einen Langseite eine Löwenjagd, auf der andern eine Reitereschlacht des großen Makedonenkönigs bietet. Wunderbare Realistik dieser wildbewegten Szenen. Hier ist alles Wahrheit und Kraft und doch zugleich maßvolle Schönheit. Elastisch schwellen die stürmisch bewegten Gestalten der Menschen und Rosse aus dem marmornen Hintergrund heraus, jede Muskel gespannt, jedes Gesicht in leidenschaftlicher Erregung, die Augen förmlich strahlend, das Ganze das Meisterwerk eines attischen Meißels, bestimmt, den Leichnam eines sidonischen Königs aufzunehmen, der den Alexander willig als seinen Lehnsheern anerkannte und dessen Taten für den besten Schmuck seines Sarkophags ansah.

Wie einfach und unscheinbar ist daneben der andre Basaltsarkophag, der — wie eine hieroglyphische Inschrift zeigt — erst einem ägyptischen Großen gedient und dann den sidonischen Fürsten Täbnit beherbergt hat. Dieser hat in phönizischen Buchstaben darauf geschrieben: „Wer du sehest, entweihe nicht meine Gruft, du findest keine Schätze. Störe nicht meine ewige Ruhe. Wer es dennoch tun will, sei verflucht in Ewigkeit!“ Wie wenig hat ihm diese Bitte und dieser Fluch geholfen! Jetzt liegt seine mumifizierte Leiche nicht mehr in dem Sarge, sondern daneben unter einem gläsernen Kasten, der mit einem roten Tuche bedeckt ist. Jeder Museumsbesucher kann es fortziehn und sich den Täbnit ansehen. Wenn der alte Phönizierfürst geahnt hätte, daß er noch nach zweitausend Jahren in einem

öffentlichen Lokale von neugierigen Fremden betrachtet werden würde, er würde sich wohl gehütet haben, seinen ägyptischen Vorgänger zu verdrängen.

Wenn wir den Serail durch das Babi Humajum wieder verlassen, so haben wir das Wunder der Baukunst, den Stolz des Orients vor uns, das schönste und erhabenste Gotteshaus, das die Erde trägt. Gotische Dome kann man freilich nicht mit der Agia Sophia vergleichen, sie sind zu verschieden, aber von allen Kuppel- und Zentralbauten, die es gibt, hält keiner den Vergleich aus mit diesem Tempel, der der göttlichen Weisheit zu Ehren von der höchsten menschlichen und künstlerischen Weisheit erfunden worden ist. Auch hat kein Bauwerk je einen so weitgehenden und durchgreifenden Einfluß auf die Entwicklung der Architektur ausgeübt wie dieses. St. Peter, der Stolz des Abendlandes, hat nur ein Stockwerk im Innern, und das Detail ist kolossal, die Sophia ist zweistöckig, und das Detail ist mäßig. Sie erscheint deshalb groß beim ersten Blick, die Peterskirche wird es erst durch Reflexion, und an seiner Harmonie aller Teile, an ungezwungener Einfachheit der Anlage, an heiterer Eleganz des Gesamteindrucks, die sich doch mit ernster Würde paart, kann der Dom des Papstes Julius es nicht entfernt mit der Kirche Justinians aufnehmen, durch die dieser Kaiser Salomon besiegt zu haben sich mit Recht rühmen durfte. Nur sechs Jahre (von 532 bis 537) ist an ihr gebaut worden, und alle Einkünfte des weiten Reichs wurden auf sie verwandt, ja mehr als diese; neue Steuern wurden ausgeschrieben, und den Beamten ihre Gehälter gekürzt. Dafür wurde aber auch nichts gespart an kostbarem Marmor, an Gold, Silber, Perlen und Edelgestein, an Mosaiken, Kultgeräten, Leuchtern, an Elfenbein, Bernstein, Zedernholz, und was sich sonst an kostbarem Material und Schmuckwerk nur irgend denken läßt. Wenn man die Berichte über die Ausstattung dieses Gotteshauses liest, so fällt man aus einem Erstaunen in das andre.

Bei der gewaltsamen Bekehrung zum Islam wurde das Heiligtum freilich aller seiner äußern Zierden beraubt. Nur die Harmonie und die Großartigkeit der Verhältnisse konnte ihm der Eroberer nicht nehmen. Wenigstens nicht im Innern. Von außen allerdings ist der Bau durch Abbrechen der ehemaligen kirchlichen Nebengebäude und durch Hinzufügen von Schulen, Turben, Armenküchen und plumpen Stütz- und Strebepfeilern so total verändert worden, daß man sich von der ursprünglichen Gestalt kaum noch eine Vorstellung machen kann. Vier Minarets sind wie schlanke, weiße Lanzen in die Erde gespießt als Zeichen der Eroberung. Auf der Höhe der Kuppel thront ein eherner, fünfzig Ellen breiter Halbmond, zu dessen Vergoldung 50 000 Dukaten verwandt worden sind. Im südlichen Vorhofe finden wir im Mausoleum Murads des Dritten ein charakteristisches Denkmal mohammedanischer Bruderkiebe, nämlich siebenzehn Säрге mit den Leichen der sieben Söhne des Herrschers, die ihr ältester Bruder Mohammed der Dritte am Tage seiner Thronbesteigung hinrichten ließ. Von oben bis unten aber wurde das Gotteshaus mit einem gelben, rotgestreiften Anputz beworfen, ein Bewurf, der uns wie ein buntes Sträflingskleid anmutet, wie eine Zwangsjacke, die man der stolzen Herrin am Tage der Knechtung übergeworfen hat.

Welch überwältigenden Eindruck macht dagegen das Innere! In dem kleinen, dunkeln, nördlichen Seiteneingang empfängt den Besucher ein düsterer Imam, nimmt ihm zwei Franken ab, deutet schweigend auf einen Haufen riesiger Filzschuhe und führt ihn, wenn er seine Füße damit bekleidet hat, an den Eingang des Mittelschiffs. Mit einem Blick überschaut man schon von hier aus fast vollständig den innern Raum und nahezu die ganze Kuppel. Diese ruht nicht, sondern schwebt vielmehr, auf vier mächtigen Bogen und mehr als vierzig kleinen gewölbten Fenstern emporsteigend, frei und leicht über dem großen quadratischen Mittelraum. Die Kuppel von St. Peter ist zwar höher (123 Meter gegen 56 Meter vom Fußboden der Kirche aus), aber man muß unter sie treten, wenn man sie sehen will und dann sieht man zugleich die riesigen Pfeiler und Stützflächen. Bei der Kuppel der Agia Sophia scheint dagegen die Schwerkraft aufgehoben. Und dann d:

Fülle von kleinern Kuppeln und Halbkuppeln, die wie Trabanten die große umgeben, die Bogen, Nischen und Wölbungen, die Säulenreihen mit den prachtvollen Durchblicken nach allen Seiten hin, die sich bei jedem Schritte verändern, die Fülle gutverteilten Lichts, das alle Räume durchdringt, die ruhige Großheit der ganzen Anlage, die Pracht der Ausstattung, der glänzende Marmor und die Mosaiken, die feine Ausarbeitung der Säulenkapitelle und des sonstigen architektonischen Details, alles das bringt eine magische, eine fast traumhafte Wirkung hervor auf den, der zum erstenmal in dieses von gelblichem Glanze durchflutete Heiligtum, wie in den Himmel selbst, hineintritt.

Freilich hat der Islam auch dem Innern dieses großartigsten Gotteshauses der Erde seine verwüstenden, unschönen Spuren aufgedrückt. Als in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zum Zweck einer Restauration der Kalkbewurf abgeschlagen wurde, da kamen die kostbare Marmortafelung, die strahlenden Mosaiken auf goldtigem Grunde, die Bilder der Madonna und der Heiligen wieder zutage. Von dem Italiener Jossali wurden alle diese Herrlichkeiten genau aufgenommen und veröffentlicht, bevor sie wieder mit Kalk überzogen wurden. Aber noch jetzt treten unter diesem entehrenden Kleide in den Galerien und Seitenschiffen großzügige Gestalten von Heiligen und Propheten hervor. In den Zwickeln unter der Hauptkuppel sind noch die sechsfach geflügelten Cherubim zu sehen, doch ihre Köpfe sind verschmiert. In der Apsis aber schimmert die gewaltige Gestalt Christi „des Allmächtigen,“ der unter dem Kalküberzug noch immer mit ausgebreiteten Armen zu sich ladet. So oft auch die Lünche erneuert worden ist, immer wieder sind die Umrisse des Erlösers hervorgetreten, eine Vorbedeutung, daß er einst wieder einziehen wird in das Heiligtum, aus dem er vertrieben worden ist. An Stelle des ehemaligen künstlerischen Kirchenschmucks sind runde, grüne Schilde getreten, auf denen in riesigen goldnen Buchstaben bis zu neun Meter Höhe die Namen Allahs, Mohammeds und seiner Gefährten prangen. Dazu plumpe eiserne Kronleuchter an kaum sichtbaren Drähten, gläserne Lampen, Straußeneier, Büschel aus Raufgold, barbarischer Glitterkram, der nicht erträglicher wird, wenn man weiß, daß die Lampen die Fixsterne, die Straußeneier die Planeten und das Raufgold die Kometen bedeuten. Das Schlimmste aber ist, daß die Nische, die die Richtung nach Mekka angibt, nicht in der Mitte der Apsis, wo ehemals der Hochaltar stand, sondern etwas seitwärts angebracht ist, und daß dementsprechend alle den Fußboden bedeckenden Teppiche schräg gelegt sind, wodurch jedes künstlerische Gefühl aufs äußerste verletzt werden muß. Man muß sich also diese schreiende Disharmonie erst wegdenken lernen, ehe man zum vollen Genuß gelangt.

In dem Mittelraum sehen wir noch marmorne Estraden für Prediger, Koranleser, Gebetsrufer sowie die von goldnem Gitterwerk umzogene Sultansloge. Ihr gegenüber führt an dem Kuppelstiege zur Rechten eine schmale steile Treppe zu dem sogenannten „Mimber“ hinauf, der mit einem Spitzurm gedeckten Kanzel, von der die großen Freitagspredigten gehalten werden. Zwei kleine Fahnen wehen auf ihr als Zeichen des Sieges über Synagoge und Kirche, und mit einem bloßen Schwert in der Hand besteigt sie der „Chattib“ (Prediger) als sichtbares Zeichen, daß die Moschee durch Eroberung dem Glauben gewonnen worden ist.

Während wir stumm in diesem Gotteshause umherwandeln mit der Scheu, die einen in dem Heiligtum einer fremden Religion nie verläßt, und außerdem von einem uns scharf beobachtenden Moscheediener begleitet, verrichtete eine Abteilung Soldaten, kniend und in regelmäßigen Pausen den Kopf auf den Boden stemmend, ihr Gebet, und in einer Ecke saß ein Lehrer auf einem Wollsack und paulte den um ihn hochenden Schülern Koransuren ein. Unser Führer Dellio erzählte uns mit leiser Stimme, daß hier in diesem Raume am Tage der Eroberung (29. Mai 1453) fünftausend Menschen „geschlachtet“ worden seien. Er führte uns auch in ein Seitenschiff, wo in ziemlicher Höhe neben einer Säule deutlich der Abklatsch einer Hand zu sehen war. Hier ritt der Eroberer hoch auf

Leichenhügeln in die Kirche hinein, tauchte seine Hand in flüssiges Gold und drückte sie zum Symbol der Besitzergreifung an die Mauer. Ein furchtbarer Tag, als unter den Arzthieben der wütenden Janitscharen die Pforten zusammenbrachen, und die fanatische Soldateska über die dichtgedrängten Christenscharen, die bei der göttlichen Weisheit Schutz zu finden hofften, erbarmungslos mit dem Schwerte des Propheten herfiel. Da wurde nicht Alter, nicht Stand, nicht Geschlecht verschont, und nur mit Mühe bahnte sich das Schlachtroß des finstern Eroberers durch das Gemetzel seinen Weg. Als er vor den Hochaltar kam, riß er das Tier am Zügel in die Höhe. Hochauf bäumte es sich und setzte mit einem Sprunge auf den Altar, indem der Sieger frohlockend das Wort rief: „Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet.“ Aber auch eine geheimnisvolle vermauerte Pforte zeigte uns unser Führer. Durch diese verschwand, als die Türken eindringen, der Priester, der gerade das Hochamt zelebrierte, indem er den Kelch mit sich nahm. Hinter ihm schloß sich die Mauer. Am Tage, wo die Moschee wieder zur Kirche geweiht werden wird, wird sich die Pforte wieder öffnen, und der Priester die unterbrochne Messe zu Ende lesen. Eine schöne Sage! Auch wer sich der Verdrängung des Halbmonds aus Europa gegenüber aus politischen Erwägungen kühl verhält, der muß doch, wenn er die Agia Sophia betritt, von dem heißen Wunsch ergriffen werden, daß auf ihrer Kuppel wieder das Kreuz thronen und dem barbarischen Unfug ein Ende bereiten möge. Dann wird neues Leben in die seit vierhundertundfünfzig Jahren versteinerte Masse kommen. Freilich, für den protestantischen Predigtgottesdienst ist diese Kirche nicht geschaffen. Sie bedarf eines reichen, glänzenden, sinnberückenden Kultus, wenn ihre Pracht und Herrlichkeit zu voller Entfaltung kommen soll.

Wer die Agia Sophia gesehen hat, der hat eigentlich alle Kirchen des griechischen und alle Moscheen des mohammedanischen Orients gesehen. Sie ist vorbildlich geworden und geliebt für die gesamte Architektur des Ostens. Die Baukünstler vermochten sich nicht aus ihrem Zauberbanne zu lösen. Unmittelbar nach ihr die benachbarte Ahmedmoschee zu besuchen, hielt ich deshalb nicht nur für überflüssig sondern für einen Frevel. Der große Eindruck durfte nicht durch etwas ähnliches aber geringeres verwischt werden. Wir begnügten uns also, den äußern, mit Bäumen bepflanzten Hof zu durchschreiten und den eigentlichen Vorhof (Saram) zu betreten. Spitzbogige Säulenarkaden umgeben ihn, und in seiner Mitte steht ein kleiner sechseckiger, ebenfalls mit Säulen gezielter Brunnen. Hinter diesem türmt sich die Moschee gleich einem Gebirge hinter-, neben- und übereinander aufsteigender Kuppeln und Halbkuppeln zu gewaltiger Höhe empor, wie überhaupt die Ahmedmoschee mit ihren riesigen Nebenanlagen und ihren sechs organisch mit ihr verbundenen Minarets nach außen hin weit mehr imponiert als die verbaute und verunzierte Sophia. Ich hob den Kodak und knipste ab, um das kupplige Steingebirge festzuhalten, aber fast in demselben Augenblick schoß ein wütender Imam hinter dem Brunnen hervor mit einem Gesicht, als wolle er mich umgekehrt in die Erde pflanzen, und verlangte mir klipp und klar meinen Apparat ab. Photographieren sei hier verboten, er werde das Bild vernichten. Unser Dello legte sich ins Mittel, und es gab ein scharfes Wortgefecht zwischen beiden. Der Albanese war jedoch dem Türken an Schlaueit über. Er sagte, während ich schon ein Backfisch präparierte, ich hätte nur photographieren wollen; er habe mir aber gesagt, daß das verboten sei; da habe ich es gelassen. Jahrhundertwährende Knechtschaft macht ein Volk eben zum Lügen geschickt. Unter dem dumpfen Nachgrollen des Küsters nahmen wir unsern Rückzug. So ein Mohammedaner, der seine Religion verletzt glaubt, sieht ganz gefährlich aus.

Vor der Ahmedmoschee dehnt sich der lange, wüste, etwas verwahrloste Atmeidan, d. i. Roßplatz, aus, der alte Hippodrom, der die berühmten Zirkusspiele, die Kämpfe der Blauen und der Grünen und den furchterlichen Mikaaufstand von 532 gesehen hat, wobei Belisars Truppen eine der grauenvollsten

Mezeleien, die die Geschichte kennt, unter den im Hippodrom zusammengedrängten Massen anrichteten. Hier sind 30000 „geschnitten“ worden, sagte unser Albanese, als wir den Platz betraten. Jetzt sieht man hier zwei Obelisken, einen gemauerten, häßlichen aus byzantinischer Zeit, und einen monolithischen Granit, der von Kaiser Theodosius aus Agypten hierher gebracht und mit Skulpturen versehen wurde, die zu den hieroglyphischen Inschriften nicht recht passen. Zwischen beiden Obelisken steht tief im Boden der untere Teil der bronzenen Schlangensäule, auf der die Griechen den goldnen Dreifuß zu Ehren des großen Sieges von Platäa aufgestellt hatten. Von den drei Schlangenköpfen hatten wir den einen noch erhaltenen Oberkiefer schon im alten Museum bewundert. Auch die Leiber tragen den Stempel der alten griechischen Kunst. Sie gleichen nicht zusammengeflochtenen Tauen, sondern zeigen schwellendes elastisches Leben.

Am Nordende des Atmeidan sahen wir dann den Brunnen, den unser Kaiser dem Sultan gestiftet hat. Er ist mit diesem Geschenk sehr geschickt den Traditionen der türkischen Sultane gefolgt. Dem ursprünglichen Wüstennomaden ist kühles, klares Trinkwasser noch heute die höchste aller irdischen Wonnen. Wenn also ein Sultan sich dem Volke seiner Residenz gnädig und gefällig erweisen wollte, so schenkte er ihm einen Brunnen. Der schönste ist der Achmeds des Dritten am Serail, ein großes, farbenbuntes Wasserhloß mit Stalaktitennischen und vergoldetem Gitterwerk in vorspringenden Erkern. Unser Kaiserbrunnen macht ebenfalls einen schönen Eindruck. Er ist ein achtsäuliger Kuppelbau mit Rundbogen, Mosaiken und großem Sternornament. Eine Treppe führt hinauf in den Innenraum, während acht Brunnenrohre ihr Wasser nach außen in steinerne Becken entsenden. Am Fries läuft eine türkische Inschrift hin, die vermutlich dasselbe besagt wie die deutsche: „Wilhelm II., deutscher Kaiser, stiftete diesen Brunnen in dankbarer Erinnerung an seinen Besuch bei Sr. Majestät, dem Kaiser der Osmanen Abdul Hamid II. im Herbst des Jahres 1898.“ Zwei Militärposten waren neben dem Brunnen aufgestellt, und unausgesetzt labten sich Durstige an den Röhren, von denen allerdings — echt türkisch! — drei schon entzwei waren und kein Wasser mehr spendeten.

An der andern Schmalfseite des Atmeidan steht das Janitscharenmuseum, ein ganz neues Gebäude mit schönem, goldnem Plafond. Hier auf diesem Platze wurde 1826 das Signal zur Vernichtung der Janitscharen gegeben. Die Truppe selbst existiert seitdem nicht mehr, aber ihre Trachten und Waffen kann man an lebensgroßen Figuren im Museum besichtigen und sich so ein Bild davon machen, wie diese unheimlichen, undisziplinierten und doch so todesmutigen Scharen ausgesehen haben, vor denen Europa von 1453 bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts zittern mußte. In bunter Uniform stehn sie da einzeln oder in Gruppen, mit langen Flinten, krummen Säbeln, riesigen Turbanen und schweren Filzmützen. Aus gläsernen Augen starren sie kalt und bössartig auf den ungläubigen Besucher. In ihrer Blütezeit wäre der Kaiserbrunnen undenkbar gewesen! Die Zeiten haben sich eben geändert. Wir sind jetzt die „guten Freunde“ derer, gegen deren Mord Luther im Kirchenliede die Hilfe des Himmels anrief.

(Fortsetzung folgt)

